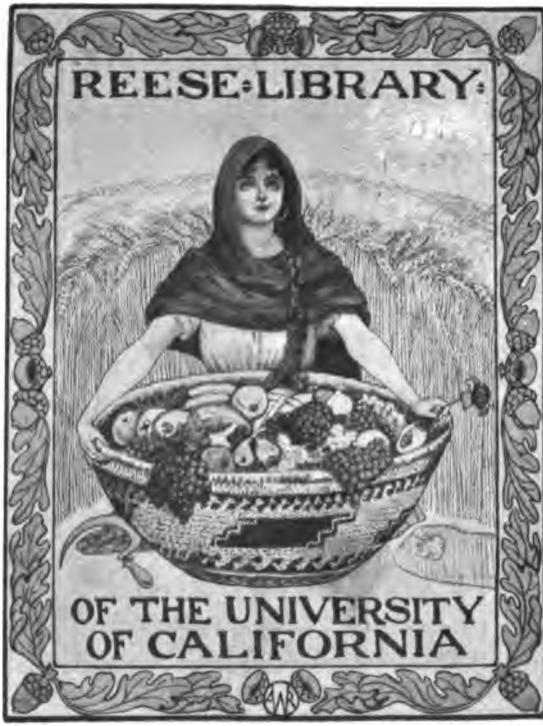


# Carl Neumann

# Byzantinische Kultur und Renaissancekultur

Vortrag, gehalten auf der Versammlung
Deutscher Historiker zu Heidelberg
am 16. April 1903

Berlin & Stuttgart
W. Spemann 1903


REESE LIBRARY
OF THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

# Byzantinische Kultur und Renaissancekultur

von

Carl Neumann



Vortrag, gehalten auf der Versammlung Deutscher Historiker zu Heidelberg am 16. April 1903

Berlin & Stuttgart
W. Spemann 1903

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.

MEINER MUTTER

Seit dem Erscheinen von Jakob Burckhardts berühmtem Buch „Kultur der Renaissance“ (1860), und seitdem dieses Buch eine anerkannte Quelle unseres geschichtlichen Denkens und Erkennens geworden ist, kann man es als herrschende Meinung bezeichnen, daß die Renaissance *die Mutter der modernen Kultur* sei, daß die Italiener das erstgeborene Volk einer *modernen* Welt seien, und daß dies alles der Leidenschaft verdankt werde, mit der über das Mittelalter hinweg die Wiederanknüpfung an die *antike* Welt gesucht worden und gelungen sei. Diese Anschauung war von langer Hand, von dem Neuhumanismus am Ende des 18. Jahrhunderts vorbereitet. Es gibt ein erstaunliches Werk deutscher Sprache, das, 1785

geschrieben, die reinste Luft der Renaissance atmen läßt. Besser als irgendwelche historische Romane neueren Datums, in denen das Kostüm echter sein mag, weniger aber die Charaktere und Geschehnisse, lebt in jenem Buch von 1785 der wildkühne, sinnenfreudige und skrupellose Geist italienischer Renaissance, der mit Titanenarmen Glück und Genuß und alles Gut auf diese Erde, in die diesseitige Welt herabzwingen und in ihr festhalten möchte. Dieses Buch ist Wilhelm Heinses Roman Ardinghello und die glückseligen Inseln.

Dann kam Goethes bekanntes Interesse für Benvenuto Cellini und seine Uebersetzung der Selbstbiographie dieses Künstlers; schließlich das junge Deutschland mit Gutzkow und Heine, mit dem Manifest von Sinnenfreude und Emanzipation des Fleisches, mit seiner neuen Verklärung des Hellenentums, seinem Abscheu gegen Askese, Mittelalter und Nazarenertum.

Als ich, mit diesen Anschauungen summarisch von der Studentenzeit her vertraut, da sie denn ein Stück wissenschaftlicher öffentlicher Meinung bildeten, zum erstenmal in den Studienbereich der

byzantinischen Welt eintrat, erlebte ich eine sehr seltsame Ueberraschung.

Dieses Byzanz, in das ich halb durch Zufall von Kreuzzugsstudien her gelangt war, weckte mir ein Erstaunen über das andere. Mitten im Mittelalter und trotz allen Weihrauchdufts und Kerzenglanzes des kirchlichen Rituals eine Enklave stehengebliebener Antike, in der Verbindung christlich-kirchlicher Gewohnheiten mit einem kräftigen Heidengeist etwas, das der Renaissance zum Verwechseln ähnlich schien.

Da war ein glänzender Hof an der Spitze eines durch und durch rationell eingerichteten Staatswesens mit höchst präzis funktionierender Bureaukratie, eine Politik des pursten Machiavellismus, der die romantische Welt der Kreuzzüge innerlich so fremd war wie etwa der italienischen Renaissance eine Erscheinung von so ausgesprochen mittelalterlichem Abenteuersinn wie Karl der Kühne von Burgund. Von hier gesehen, schien der Hohenstaufe Friedrich II., den Burckhardt als Typus des modernen Herrschers an den Anfang seiner Renaissancekultur gestellt hat, eine verdächtige Aehnlich-

keit mit byzantinischen Gestalten zu gewinnen. Hier war eine gebildete gesellschaftliche Oberschicht, die wie in der Renaissance ciceronisches Latein, so in Byzanz attisches Griechisch schrieb; eine Wolke von Humanisten, die Verse machten und Phrasen zimmerten, bettelten und unverschämt waren, aber mit einem wahren Hidalgostolz auf jegliche Barbarei herabsahen; hier standen Platoniker wie Psellos im 11. Jahrhundert als Erzieher und Ratgeber neben Kaisern und dilettierten, vielseitig und charakterlos, in der Politik; die schöne Geste und der schöne Stil galt etwas. Dies war immer so gewesen, und deshalb waren die antiken Elemente nicht durch eine plötzliche Hebung wie in Italien im 14. Jahrhundert emporgetragen, sondern sie wirkten wie selbstverständliche Kräfte in dem regelmäßigen Anfluten geistiger Gezeiten.

Selbst in Aeußerlichkeiten der Tages- und Festtagsgewohnheiten erhielt sich die Antike. Wenn man einen fürstlichen Besuch ehren und amüsieren wollte, so führte man ihn in den Zirkus, und ein Türkensultan konnte dort wie im alten Rom ein mauretanischer oder parthischer Fürst die Wagen

durch das Stadium um die Spina rennen sehen. Während szenisches Theater, Mimus, Pantomimus dem geistlichen Eifer zum Opfer gefallen waren, blieb das Zirkusspiel aufrecht, und man hatte seinen Verächtern erwidert, auch der Prophet Elias sei in einem Wagen zum Himmel gefahren, und damit sei der Sport zweifellos mit dem klassischen Zeugnis des Alten Testaments legitimiert. Vergegenwärtigt man sich ferner das Aussehen und den Eindruck der Hauptstadt auf einen fremden und mittelalterlichen Menschen, wie da zwar in Altären und Schreinen die kostbarsten Reliquien des alten Christentums lagen, die Dornenkrone und das echte Kreuzesholz, der Schleier der allerseligsten Jungfrau und das Haar Johannis des Täufers, wie aber draußen im Sonnenschein in den Hallen und auf den Foren und Plätzen Säulen mit Kaiserstatuen standen genau wie Marc Aurel und Trajan in Rom, ein Wald antiker Kunstwerke, seit dem Kunstraub Konstantins des Großen vereinigt und gemehrt, hier in den Straßen wuchs, wie auf dem Konstantinsforum die Kolossalgestalt der Göttin Hera stand, im Zirkus ein Koloß des

ruhenden Herakles und die Gruppe des Paris, der der Aphrodite den Apfel reicht, Gestalten, die mit dem melodischen Umriß ihrer Leiber noch immer das Sirenenlied entschwundener Schönheit sangen — so möchte man die Einnahme und Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer von 1204 dicht an den Sacco di Roma von 1527 rücken. Die rohen deutschen und spanischen Landsknechte, diese dumpf mittelalterlichen und barbarischen Gestalten, scheinen den hungrigen französischen und vlämischen Kreuzrittern und ihrem Troß zu gleichen, wie sie das Kapitol der Renaissance und der Antike erstürmen, allesamt keines anderen Geistes als dessen, in dem einst Goten und Vandalen beutegierig vor den Mauern Roms und Konstantinopels gestanden hatten.

Neben hundertfältigen Aehnlichkeiten der byzantinischen und der Renaissancekultur stehen nun aber augenfällige Unterschiede der Ergebnisse. Man spricht gern von der Unfruchtbarkeit byzantinischer Kultur, und etwas ist ja wohl Wahres an dieser Behauptung. Nicht als wäre die Politik unfruchtbar gewesen; sie war ergiebig genug, um mit dem

Verschwinden des byzantinischen Staates eine furchtbare, nie ausgefüllte Lücke zu lassen. Die Orientalische Frage ist das Gespenst, das anklagend für die Zerstörung dieses Staatsgebildes Rache heischt und keinen Frieden finden kann. Also nicht die politische Geschichte von Byzanz (wir meinen die vor 1204) war unfruchtbar, sondern jene anderen Lebensgebiete, die abseits von der Welt der Geschäfte aus den tieferen Reserven menschlicher Natur Nahrung ziehen und emporragen in den reinen Aether des Geistes. Mit einem Wort: ein Leonardo, Raphael und Michel Angelo ist in Byzanz nicht erstanden. Und somit fehlt der byzantinischen Kultur für das Urteil der Nachwelt jener Nimbus, den Genius und tiefste Schöpferkraft der Erinnerung entschwundener Zeiten schenken, durch den vergangene Zeiten auch für die Nachwelt dauern und als lebendig und gegenwärtig empfunden werden.

Wem einmal Probleme dieser Ordnung aufgegangen sind, den pflegen sie nicht loszulassen. Woher kommt es, daß das starke antike Element, das Byzanz gleicherweise wie der Renaissance innewohnt, so ganz verschiedene Ergebnisse gezeitigt

hat? Oder sollten am Ende die Resultate hier und dort auf anderen Grundlagen ruhen, sollte man den Anteil und Einfluß der Antike überschätzt haben?

So mag es denn versucht werden, die Grundlagen der byzantinischen Kultur, soweit das und wie das in außermechanischen Bereichen möglich ist, zu analysieren. Gelänge es, ihr Wesen zu fassen und mit der Renaissance zu kontrastieren, so würde das Reflexlicht, das von Byzanz auf Italien herüberfällt, unsere Beobachtung soweit verschärfen und den Gegenstand der Beobachtung so viel stärker beleuchten, daß wir vielleicht auch in die Renaissance besser hineinzusehen die Kraft gewinnen.

* * *

Byzanz, als Neuschöpfung Konstantins des Großen, hatte als ersten Beruf und nächste Aufgabe, Römerstaat und Christentum in ein Verhältnis zu bringen. Man sollte denken, diese notwendige Auseinandersetzung hätte auf dem voraussetzungslosen Boden der neuen Konstantinsstadt sich leichter vollziehen können als in dem alten Rom am Tiber,

wo die großen Ueberlieferungen des Heidentums und des Heidenstaats, der hier seinen Mittelpunkt gehabt hatte, ungeheuer mächtig und drückend in die Gegenwart ragten und die neuen Ziele der Gegenwart hätten unzugänglich machen und Hindernis auf Hindernis schaffen können.

Indessen, der Römerstaat war zu festgefügt, um an eine bestimmte Hauptstadt gebunden zu sein. Auch war man bereits an Teilung und Verlegung von Residenzen gewöhnt. Das Christentum hatte also keineswegs einen entwurzelten und geschwächten Römerstaat sich gegenüber. Zugleich war das Christentum selbst von seinen Ursprüngen doch bereits weit abgerückt: es war eine Kirche geworden und war seit langem an die Welt und ihre Geschäfte gewöhnt. Jetzt zur Mitherrschaft durch Konstantin berufen, war die große Frage, ob diese Mitherrschaft Herrschaft werden könne. Die gesamte Kultur hätte dann christlich erneuert werden müssen. Ich beginne mit der Betrachtung einer der wichtigsten Sphären, der des R e c h t s. Ist es dem Christentum in Byzanz gelungen, dem römischen Recht ein neues Recht an die Seite oder voranzustellen?

Man sage nicht, derartiges sei eine Chimäre, eine solche juristische Neuschöpfung sei weder möglich noch jemals historisch vorgekommen. Der Islam liefert den Gegenbeweis. Als die Mohammedaner in Länder von hochentwickelter Zivilisation, in Persien, in Palästina, Syrien, Spanien eindrangen, hätte es so kommen können, daß Kultur und Recht der Besiegten sich von selbst dem Sieger aufgezwungen hätte. Auch hat es sicher nicht an Einflüssen dieser Art gefehlt. Das historisch Denkwürdige aber war, daß gleichwohl der Koran eine eigentümliche Jurisprudenz ausbilden und begünstigen konnte. Freilich der Koran selbst, eine Predigtsammlung, aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen und nicht auf komplizierte Zivilisationen berechnet, hatte juristisch mehr Lücken als Inhalt. In diese Lücken aber trat füllend eine sehr merkwürdige Neubildung. Es entstand eine Ueberlieferung von mündlichen Aussprüchen des Propheten, die nicht im Koran fixiert waren, die aber durch glaubwürdige Zeugen bis auf den Propheten zurückgeleitet werden konnten. Daher besteht jede solche Ueberlieferung aus einem Doppelten, der Erzählung, dem Bescheid selbst,

und zweitens dem sogenannten Isnad, d. h. dem ganzen Stammbaum der Vertrauensleute und Gewährsmänner, die die Aussage von Mund zu Mund fortgepflanzt haben. Diese mündlichen Aussagen des Propheten bilden nun eine höchst umfangreiche Literatur, die sog. Hadisliteratur, die ergänzend neben den Koran trat. Auf diesem also gewaltig verbreiterten Boden erwuchs die religiöse Jurisprudenz des Islam. Genau wie im römischen Recht die Konkurrenz der Proculianer und Sabinianer, bilden sich auch hier verschiedene Rechtsschulen, die teils mehr kasuistisch-historisch operierten, teils nicht ohne gewisse allgemeine Prinzipien auskommen zu können meinten und also deduktiv den Rechtsstoff systematisierten. Dieser Rechtsstoff mochte teilweise, ja vielfach dem griechisch-römischen Recht oder anderen nationalen Rechten der unterworfenen Länder entnommen und nur eben religiös travestiert sein: das Entscheidende ist, daß die religiöse Form dem Stoff sein Gepräge gibt und daß diese Form dem Islam ganz und gar eigentümlich ist.

Ein ähnliches religiöses corpus juris zu schaffen,

war dem Christentum in Byzanz nicht möglich. Nicht wie das islamische Recht auf Koran und Sunna beruht, ist hier etwa aus dem Material Alten und Neuen Testaments oder sonstigen Quellen ein neues öffentliches und ziviles Recht geboren worden. Es hat nicht an gelegentlichen theoretischen Versuchen gefehlt, römisches und mosaisches Recht zu parallelisieren und zu harmonisieren. Aber die Macht der heidnisch-römischen Rechtsüberlieferung ist nicht erschüttert worden. Natürlich traten seit der Anerkennung des Christentums neue Rechtsgebiete hinzu, z. B. die Gesetze über Ketzer und über akatholische Konfessionen; das Kirchenrecht, das im Theodosianischen Kodex noch im Anhang stand, rückte unter Justinian an die Spitze des Rechtsbuches; andere Gebiete, wie etwa das Eherecht, wurden stark verändert. Aber große prinzipielle Forderungen, vor allen etwa die der Aufhebung der Sklaverei, konnten nicht Platz greifen; es war nur möglich, in der Praxis und durch die Praxis Härten zu mildern. Das staatliche Recht, das römische Recht blieb stehen, und das innere kirchliche Recht, wie es sich auf den

Konzilen gebildet, blieb daneben, ohne den Erfolg, im Konfliktsfall das staatliche Recht zu überwältigen.

Von der Schule her haben wir den Eindruck übrig, als sei Byzanz im höchsten Grad religiös befangen, und als seien religiös-dogmatische Fragen weitaus die dringendsten Interessen dieses Staates gewesen. Die Ohren klingen uns noch von Arianismus, Monophysitismus, Monotheletismus und allen möglichen weiteren sektiererischen Schattierungen, von fanatischen religiösen Verfolgungen, von Konkordienformeln und von Konzilen mit merkwürdigen Peripetien: alles das hat sich ja auch äußerlich so begeben. Man muß sich aber sagen, daß in einem absoluten Staat die kirchliche Opposition die einzig mögliche Opposition war, und daß nur auf theologischem Boden die Parolen gefunden und die Schlagwörter formuliert werden konnten, hinter denen sich das Selbstgefühl und der Widerstand reicher und durch den Steuerdruck ausgebeuteter Provinzen gegen die Hauptstadt und die Regierung verstecken konnte. Und so bleibt die Tatsache, daß häufig die Opposition an diesen Kämpfen das Wesentliche war, der Streitpunkt

aber das Zufällige. Immerhin ist das Resultat jahrhundertelanger, um das Dogma geführter Kämpfe ein für das moderne religiöse Empfinden sehr fremdartiges gewesen. Griechische Disputiersucht und römisch-juristische Spitzfindigkeit haben es dahin gebracht, daß das ganze Religionsgebiet in Paragraphen gezwängt wurde, und daß man nun genau so gut wußte, was geglaubt und was nicht geglaubt werden durfte, als man wußte, was auf juristischem Boden ein Delikt oder eine Obligation war. Man könnte daher fast von einer Verweltlichung oder Verstaatlichung der Religion sprechen. Auch blieb die Religion nicht der eifersüchtigen Hütung eines Priesterstandes überlassen und anvertraut, außerhalb dessen die übrige Welt in kirchlichen Sachen zu schweigen gehabt hätte. Vielmehr ward Theologie ein Element der allgemeinen Bildung; sie trat neben die militärische, politische, juristische, wissenschaftliche und literarische Bildung, und die Laien, allen voran der Kaiser, waren völlig erzogen, in religiös-theologischen Fragen zu verstehen, eine Meinung zu haben und zu äußern. Der große Photios, allen Philologen

durch seine klassischen Studien besonders teuer, den Historikern aber als Urheber des großen Schismas mit dem Papsttum im 9. Jahrhundert wohlbekannt, war ein Laie und ist, in wenigen Tagen durch alle Weihen und geistlichen Würden hindurchgedrückt, zum Patriarchen erhoben worden. Fälle dieser Art kommen auch im Abendland vor; aber sie überbrücken nicht die ungeheuere Kluft zwischen Geistlichen und Laien und stören nicht das Selbstgefühl des geistlichen Standes, der als der erste Stand anerkannt ist. Weder jene Kluft noch diese Hegemonie hat in Byzanz bestanden. Und so war man im alten Byzanz wohl aus Politik hin und wieder fanatisch, aber nicht von Herzen fanatisch, und mehr als ein Kaiser hat versucht, mit einigen mohammedanischen Dosen das Christentum zu einer kriegerischen und weltfreudigen Religion zu metamorphosieren. Wo aber — darf man fragen — blieb neben all diesem halbantiken Rationalismus der wahre Sinn und Geist des Christentums?

Auf diese Frage hat der Bilderstreit die endgültige Antwort gegeben. Er hat die Trennung zwischen Weltklerus und Mönchen vollständig

gemacht. Da man die Mönche als staatsschädlich — denn wenn alle Welt ins Kloster lief, wenn die Klöster immer stärkere Anziehung ausübten, woher sollten für die Armee die Rekruten und Soldaten kommen? — nicht vernichten konnte, so reinigte man die Kirche von ihren Einflüssen. Die Weltkirche verzichtet auf das religiöse Ideal und wird ein Organ des Staates. Der Patriarch wird zu einer Art von Kultusminister herabgedrückt. In den Wechselfällen des Bilderstreits sind die hohen Würden der Weltkirche so heillos kompromittiert worden, daß große Hierarchenfiguren, wie früher ein Athanasius oder Johannes Chrysostomus ruhmwürdigen Andenkens, von da ab verschwinden und nicht mehr vorkommen. Das Mönchtum dagegen, zu einer Robinsonexistenz gezwungen, verwirklicht die Ideale der Askese und Mystik. Es steht für sich, wie denn die höchste Form griechischen Mönchtums immer der Eremit geblieben ist, und nicht wie im Abendland das Gemeinschaftsleben. Die Benediktiner und Franziskaner sind für andere aus der Welt geflohen und haben sich so die Kraft errungen, auf die Welt zu wirken; die

griechischen Mönche haben seit dem Bilderstreit keinen sozialen Einfluß gehabt; man hat sie hinausgestoßen, und so ist das byzantinische Christentum entweder Funktionär des Staats geworden oder es hat, wo sein eigentümliches Leben sich entfalten durfte, durch künstliche Isolierung sich zur Unfruchtbarkeit verurteilt gesehen.

Nach allem und nach allen Umbildungen blieb also der profane Römerstaat heidnischen Kernes obenauf; er hatte das Christentum in seiner Weise erledigt. Und ähnlich vollzog es sich im Gesamtbereich der byzantinischen Kultur. Ich will davon nur ein Beispiel geben und von dem seltsamen Versuch einer neuen christlichen Geographie kurz sprechen.

Im 6. Jahrhundert lebte ein Mönch auf dem Sinai, der früher Kaufmann gewesen war und von seinen Reisen oder denen seiner Gewährsmänner auch im Kloster den Namen Kosmas der Indienfahrer (Ἰνδικοπλευστής) trug. Dieser Kosmas hat ein Buch geschrieben, das er „christliche" Topographie benannte. Er ging davon aus, daß er zwischen den Angaben der Bibel, die er nicht anders

denn als inspiriert und darum unantastbar hinzunehmen vermochte, und dem ptolemäischen System, das die Erde in den Mittelpunkt der Welt versetzt und ihr eine Kugelgestalt zuspricht, einen Widerspruch bemerkte. Unter diesen Umständen konnte das Unrecht nur auf seiten des ptolemäischen Systems sein, und er mußte versuchen, die Zeugnisse der Bibel zu einem anschaulichen Weltbild zu vereinigen. (Daß er bei seinen Studien die griechische Bibelübersetzung der Septuaginta benutzte und auf ihren Mißverständnissen ein System aufbaute, das, auch wenn man die Prämissen gelten ließe, vor den einfachsten Textemendationen zusammenbräche, tut hier nichts zur Sache.) Er hatte also gelesen, die Stiftshütte Mosis sei das Modell des Weltganzen, und indem er sich dies mit Stellen aus Jesaias und Hiob verband, entwarf er sein Weltbild im Aufriß wie eine große Truhe mit gewölbtem Deckel und einem Einsatz, der sie der Höhe nach in zwei Teile scheide. Unten ist die Erde; auf ihren Grenzmauern ruht das Firmament, das als feste Scheidewand gegen oben die Wohnungen der Seligen abtrennt. Die Erde selbst ist flach und

hat, entsprechend dem Boden des Kastens, eine rechteckige Form. Im Norden wird sie von einem hohen Gebirge begrenzt, um das sich Sonne und Gestirne bewegen. Ist die Sonne hinter dem Berg, so ist es Nacht. Die Erde wird vom Ozean eingefaßt, in den sie sich mit vier großen Golfen, dem römischen, kaspischen, erythräischen und persischen öffnet. Auf der einen Seite der Erde liegt jenseits des Ozeans noch einmal ein Stück Land und dahinter Eden und sein Garten. Von hier ergießen sich die vier Paradiesesflüsse durch das Vorland und den Ozean und treten als die großen Ströme der Erde, Nil, Euphrat u. s. w., wieder zu Tage. Eine kostbare Kosmashandschrift der Vatikanischen Bibliothek in Rom zeigt dieses alles durch farbige Miniaturen graphisch dargestellt, und so sehen wir völlig anschaulich dieses System biblischer Kosmographie ausgebildet, in dessen Rahmen danach die Erdbeschreibung hineingesetzt wird.

Die Wissenschaft mag von ihrem einseitigen, als allein berechtigt empfundenen Standpunkt über diese Dinge lächeln. Dennoch bleibt jener Versuch sehr interessant. Jedes Bemühen des menschlichen

Geistes, aus gewohnten Gleisen herauszukommen, ist der größten Achtung und Beachtung würdig. Es sollte ein neuer, ein christlicher Standpunkt gewonnen, die Wissenschaft auf der Grundlage der offenbarten Bücher neugegründet werden. Die Bemühungen dieser Art sind im Abendland höchst fruchtbar und folgenreich geworden; zwar haben sie nicht die Wissenschaft, aber — was mehr ist — den menschlichen Geist unsäglich bereichert. Indem zeitweise Verstand, Kritik und dergleichen zurücktrat, hat sich die freie Phantasie entfalten dürfen, und was dabei die Seele der Menschheit an Empfindungsstoff und Tiefe gewonnen hat, ist gar nicht mit Worten zu sagen und zu schätzen. Die Topographie von Dantes Göttlicher Komödie, ihre Staffierung und Belebung, ist ohne Vorläufer jener erwähnten Art nicht denkbar. Eine umfassende phantastische, religiös-symbolische Richtung hat sich so im abendländischen Mittelalter herausgebildet. Wie hätte der gotische Kirchenbau, der christliche Bilderkreis sich ohne jene seelischen und geistigen Neigungen und Stimmungen voll entfalten können?

Im Osten, in Byzanz, drang jene Richtung nicht

durch; sie gedieh nicht über Ansätze und blieb beschränkt, weil ihr der klassische Geist und Rationalismus ein Gegengewicht von einer Stärke hielt, wie sie das mittelalterliche Abendland bis zur Renaissance nicht kannte.

Ist es demnach so, daß fast auf der ganzen Linie in Byzanz die alten Gleise und Ueberlieferungen behauptet wurden, und daß eine befruchtende Durchdringung mit den neuen Elementen der Weltgeschichte ausblieb, so bietet schließlich die Auseinandersetzung mit jenem andern großen Faktor des Mittelalters keine Ausnahme von dieser Regel, ich meine das Verhältnis von Byzanz zum Barbarentum.

Der Boden des Reiches war durchaus mit nichtgriechischen und nicht gräzisierten Völkerschaften durchsetzt. Aber der Staat war eine griechische Minorität, die nach alten politischen Regeln die Staatsmaschine lenkte. Die Bureaukratie war nicht rassenmäßig exklusiv: ein mohammedanischer Renegat, ein Bulgare, ein Armenier oder Slave konnte sich an die Schüssel setzen, aber allemal um den Preis, daß er seinen Ursprung verleugnete und

griechisch sprechender und denkender Byzantiner wurde. Der einzelne Barbar konnte, wenn in der staatlichen politisch-militärischen Disziplin erzogen, genau wie im kaiserlichen Rom, die Laufbahn bis zur obersten Spitze für sich offen sehen; aber ein Barbarenstaat ist Byzanz nie geworden. Die Bulgaren, ein von Haus aus nichtslavisches Volk, sind inmitten der Slaven der nördlichen Balkanhalbinsel slavisiert worden, aber nicht gräzisiert. Basil II. hat einen furchtbaren Mordkrieg gegen sie geführt und sie bezwungen; aber kein bulgarischer Odoaker oder Karl der Große hat sich später auf den Thron der Cäsaren setzen können. Der Unterschied ist der, daß Karl der Große die Sachsen bezwang und ebenso blutig heimsuchte wie Basil II. die Bulgaren; aber 120 Jahre nach des Großen Karls Tod überkam ein sächsischer Fürst die deutsche und bald die Kaiserkrone, und wir wissen, daß Otto der Große nie den eigentümlichen sächsischen Tonfall seiner Heimatsprache verleugnet hat. Für die römisch-byzantinische Auffassung stand das Abendland unter einem Barbarenkaiser und genoß die herzliche Verachtung der echten Cäsaren, die-

selbe Verachtung, in die später die Italiener der Renaissance gegenüber den „Barbaren des Nordens" sich hineinredeten, als wären sie selbst die echten Söhne der Antike. Byzantiner und Italiener haben dabei Eines übersehen.

Diese nordischen Barbaren brachten originale Bildungselemente mit, vor allem ein stammererbtes Recht, und diese germanischen Rechte waren — das darf man nie vergessen — bis tief nach Italien in Geltung. Wie hundert und tausend Mal liest man in mittelalterlichen Urkunden Italiens die Erklärung: ich genieße langobardisches Recht, legem profiteor Langobardicam, und so war es denn eine unberechenbar große Summe juristisch-politisch-militärischer Bildung, die diese sogenannten Barbaren vertraten. Sie hatten ihren eigenen Mythus, ihre Poesie, und mit Staunen gewahrt man eine ahnungsreiche Fülle, da vom 12. zum 13. Jahrhundert die lateinisch-geistliche Bildung des Abendlandes gleich einer dünnen Decke zerreißt, und die Macht des nationalen Ingeniums, die emporgeblühte nationale Sprache sich offenbart. Die französisch-keltische Poesie gewinnt Zungen, die Pala-

dine Karls des Großen, Tristan und Isolde, Parcival erscheinen wie aus der Versenkung emporgetragen. Das Nibelungenlied kündet ein anderes Lieben und ein anderes Hassen, als wovon die pathetischen Hexameter der Virgilischen Dido wissen, aber freilich auch ein anderes als das, wovon das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefs erfüllt ist. Für Italien weiß jeder, daß die klangvollsten Namen italienischer Geschichte, Dante Alighieri und Garibaldi, langobardischen Stammes sind.

Daß in ähnlicher Weise in Byzanz die barbarische oder plebejische Grundschicht sich in die Höhe gearbeitet habe, davon kann keine Rede sein. Wohl gab es auch in Byzanz ein gesprochenes Griechisch und eine Literatur griechischer Volkssprache. Aber wie ärmlich ist sie und dürftig! Sie kam nicht in die Höhe, weil sie wie auf eine Mauer auf das attizistische Griechisch stieß, welches nie aufgehört hat, allein als literaturfähig und vornehm zu gelten. Man behandelte und verachtete das griechische »volgare« genau so als wäre es eine Barbarensprache. Bis auf den heutigen Tag dauert dieses Verhältnis. Die modernen Griechen haben es von

den Byzantinern geerbt. Als vor einiger Zeit eine Evangelienübersetzung in die griechische Volkssprache eingeführt werden sollte, wurde dies mit allen Mitteln verhindert, als sei es ein Sakrileg zugleich gegen das griechische klassische und christliche Altertum. Freunde und aufgeklärte Teile des griechischen Volkes sehen in diesem Widerstand einer hochmütig klassizierenden, sozusagen legitimistischen Kaste ein nationales Unglück. Denn solang wie in Byzanz die Erneuerung von unten her, das natürliche Aufsteigen der Säfte, gehemmt bleibt, sieht sich jene dünne aristokratische Oberschicht zur Kraftlosigkeit und Unfruchtbarkeit verurteilt. Es ist noch die nämliche Gesinnung wie sie im 13. Jahrhundert bestand, da ein Geschichtschreiber der Eroberung von Konstantinopel 1204 in seiner Erzählung abbricht: er wolle nicht das Saitenspiel der Klio so weit herabwürdigen, daß es die Taten der Barbaren künden und begleiten müsse.

* * *

Wir versuchen, kurz die Fäden der Betrachtungen zusammenzuziehen.

Zwischen aller alten und — vom Mittelalter beginnend: neueren Geschichte besteht ein Hauptunterschied. Die antiken Völker genossen eine Art natürlichen Wachstums. Ihre staatlichen Einrichtungen, ihr Recht, die Religion, Sprache, Literatur, Kunst, alles ist aus einer Wurzel gewachsen, wenigstens in der Hauptsache gesehen. Mit dem Vorrücken der Zeiten aber wird die Menschheit älter, sie hat geerbt, sie trägt an ihrer Geschichte. Das Mittelalter setzt sich zusammen aus jugendkräftigem Barbarentum, antiker politischer und literarisch-künstlerischer Ueberlieferung und der christlichen Religion, die unter sehr besonderen Umständen entstanden ist. Die Sachlage ist die, daß auf einen hoffnungsvollen Stamm fremde Reiser aufgepfropft werden. Das Schicksal beruht auf den Auseinandersetzungen zwischen Elementen und Kräften, die sich ihrer Anlage nach zunächst fremd sind. Recht und Staat stammen aus einer Wurzel, Religion vielleicht und Kunst aus einer ganz anderen. Diese allgemeinen Voraussetzungen sind in Byzanz wie im Abendlande vollständig gleichartig.

Wir glauben: das, was man einen Fortschritt

der Weltgeschichte nennt, ist allemal da eingetreten, wo in der Mischung der grundlegenden Faktoren und Potenzen eines der neuen Elemente derart materiell und geistig überwog, daß es die anderen sozusagen verdauen und sich damit stärken konnte. Hierauf beruhen die großen und entscheidenden Siege und Fortschritte.

In Byzanz ist es zu einer solchen großen Lösung nicht gekommen. Ein altes Element, die römische Ueberlieferung, blieb Herr und vermochte auf die Dauer sowohl Christentum wie Barbarentum an ihrer freien Entfaltung, an der Auswirkung ihrer eigentümlichen Kräfte zu hindern. Höchstens kann man sagen, die großen Faktoren blieben in einem Aggregatzustand, der eine lebendige Durchdringung ausschloß. Was das Christentum anlangt, so war es in der Kirche mit dem Staat legiert worden und im Mönchtum vom Leben und von freier Betätigung abgedrängt und isoliert worden. Der Heidenhimmel war mehr als eine Folge schöner Bilder und Metaphern: er stand neben dem christlichen wie eine besondere Art alten Bundes neben dem neuen. Das Barbarentum kam gegenüber der

sozialen Exklusivität einer aristokratischen, ihm fremdsprachlich gegenüber sich behauptenden regierenden Oberschicht nicht in die Höhe. Die Rutine einer altüberlieferten politischen Weisheit, die Gewöhnung altüberlieferter Kultur stärkte sich alle 100 oder 150 Jahre an einer Renaissance der Antike. Und hier kann man den Finger darauf legen, was solche Renaissancen oder Restaurationen aus sich selbst vermögen: vorenthalten konnten sie dem Christentum und dem Barbarentum die Freiheit; lähmen konnten sie; aus sich selbst aber haben sie kein Neues und Verheißungsvolles erzeugt.

Von hier aus wenden wir den Blick, in einigen Stücken, wie wir hoffen, aufgeklärt, hinüber zur italienischen Renaissance.

Die Renaissance umfaßt die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und sie ruht auf den ungeheueren neuen Mächten, die die christliche Erziehung des Mittelalters geschaffen hat. Christentum und Barbarentum haben im Abendland eine ganz andere Freiheit genossen als in Byzanz, und man darf es als eine der größten historischen Tatsachen ansprechen, daß hier neben Despotismus und weltlicher Zwangs-

gewalt ein Gebilde höherer Freiheit sich erhob, eine Kirche, die zunächst für sich als Ganzes Unabhängigkeit erkämpfte, eine Unabhängigkeit, die dann — freilich sehr gegen die Meinung der späteren Kirche — der Ausgangspunkt für alle Freiheit in der Welt geworden ist. Dies hat Ranke gemeint, wenn er in der Weltgeschichte (3, 161 f.) sagt, das wichtigste und folgenreichste Wort Jesu sei die Weisung gewesen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Hiermit war in dem Menschen eine Freistatt gegründet, die von keiner äußeren Zwangsgewalt erreicht und verletzt werden kann. Dieser Möglichkeit eines neuen Menschen, eines von keiner Polis und von keinem Cäsar, auf die Länge aber auch von keinem Pontifex ganz in Bande zu schlagenden Menschen, dieser Freiheit des neuen Christenmenschen kam der Freiheitsdrang des Barbarentums entgegen. Eine neue Psyche ist im Mittelalter erwachsen, erzogen und gebildet worden.

Genug der Allgemeinheiten! Schlagen wir Dante auf, Divina Commedia, cantica seconda (Purgatorio), die ersten zwei Terzinen des achten Gesanges:

. . es war die Stunde, die den Schiffahrern die Sehnsucht weckt und das Herze weich macht, am Abend des Tages, da sie am Land den süßen Freunden Lebewohl gesagt. Es war die Stunde, die den Pilger, der noch weit vom Ziel der Wallfahrt ist, mit Liebessehnen füllt, wenn er von fern ein Glöcklein hört, das den Tag zu beweinen scheint, der dahinstirbt.

Era già l'ora che volge il disio
Ai naviganti e intenerisce il core
Lo dì c'han detto a'dolci amici addio;

E che lo novo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla da lontano,
Che paia il giorno pianger che si more.

Abschiedsstimmung, Einsamkeitsgefühl, Abendstimmung, Glockenklang und Sehnsucht, Luft des Vergänglichen, Unendlichen und Grenzenlosen, mit einem Wort: Seele.

Aus der Antike hat Dante das nicht nehmen können.

Hören wir, wie Homer die Abendstimmung malt. Odyssee XIII 31 ff.

Der Ackersmann ist den ganzen Tag hinter seinem Ochsengespann und dem schweren Pflug hergegangen. Nun freut er sich, daß die Sonne zur Rüste geht. Er denkt hungrig an das labende Abendessen, das seiner wartet, und so geht er heim mit schlotternden Knien.

ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ δόρποιο λιλαίεται, ᾧ τε πανῆμαρ
νειὸν ἀν' ἕλκητον βόε οἴνοπε πηκτὸν ἄροτρον·
ἀσπασίως δ' ἄρα τῷ κατέδυ φάος ἠελίοιο
δόρπον ἐποίχεσθαι, βλάβεται δέ τε γούνατ' ἰόντι.

Dies ist die antike Empfindung des sozusagen kreatürlichen Menschen; aus Dante spricht die Seele eines neuen, geistigen Menschen. Niemand kann Dantes Vita Nuova lesen, ohne im innersten zu erbeben über die Tiefen, die hier zum erstenmal enthüllt werden, über den Klang der Saiten und Akkorde, die hier die ganze Menschheit in ein neues Leben hineinläuten und geleiten. Die neue Menschheit sieht mit neuen Augen. Nicht die Schönheitsschminke antiken Kunstgefühls sucht sie auf die Wirklichkeit aufzutragen, nicht mit einem traumhaft schönen Schleier die rauhe Wirklichkeit

zuzudecken: ein neues Geschlecht sieht kühn dem Wirklichen ins Auge, und es beginnt jener Realismus, der die Dinge und die Kunst gestaltet. Er ist derselbe bei den Italienern des Quattrocento wie bei den van Eycks in Flandern, bei den Deutschen und den Franzosen, und so sieht man wohl deutlich, nicht auf das Erwecken der Antike kommt es zunächst an, wovon ja im Norden in den Ursprüngen der Bewegung nirgends die Rede sein kann, sondern auf ein Reifwerden mittelalterlicher Kultur, die nun herrliche Blüten entfaltet. Die spirituale Seele des Mittelalters sieht überall dieser Kunst aus den Augen. Warum soll man Leonardo da Vincis Monalisa mit ihrem geheimnisvollen Blick und den zuckenden Mundwinkeln, warum soll man die Madonnen des jungen Raphael Renaissance nennen, da doch die Vita Nuova Dantes aus ihnen spricht, das Mittelalter in all seinem Höchsten und Tiefsten?

Das Wort Renaissance ist in Italien von einer byzantinisierenden Clique (ich sage so und habe dabei die geistige Analogie im Auge. Den etwaigen byzantinischen Einfluß seit dem Herüberströmen

von Griechen nach Italien um 1453 meine ich nicht. Dieser hat mit der Frage, die uns beschäftigt, nichts zu tun) erfunden worden, die damit ihrem Haß gegen die Barbaren und ihrem Hochmut, als seien sie, die Italiener, von dem echten blauen Blut der Antike, Ausdruck gab. Nach der Auffassung dieser Leute und in ihrer Kampfstellung war das Wort rinascimento, d. h. Wiedergeburt der klassischen Antike in Kunst und Leben, ein Verleugnen des Mittelalters und ein Protest gegen die Völkerwanderung, und sie erfanden als Schimpfwort für die nordische Kunst das Attribut gotisch; die antike Architektur nannten sie die „gute". Berühmt ist ja die Verwünschung, die 1450 Filarete aussprach: „Verflucht, wer diese elende gotische Bauweise erfand; nur Barbarenvolk konnte sie nach Italien bringen!" Und so ist denn von diesen verblendeten Italienern das ganze Mittelalter nur unter dem Gesichtspunkt der Verwüstung der äußeren Kultur betrachtet und insofern den Barbaren der Völkerwanderung, den Goten, zur Last gelegt worden, indem diese alles Edle zerstört und die Kultur vernichtet hätten, welche, von dem Alter-

tum geschaffen, nunmehr im Sinne des Altertums erneuert werden müsse.

Je mehr sich in Italien der doktrinäre Zug verschärft hat, je mehr jenes anmaßende byzantinisierende Legitimitätsgefühl an Boden gewann, welches nicht fortschrittlich und modern, sondern durch und durch reaktionär genannt werden muß, um so mehr ward die italienische Kultur tatsächlich eine Renaissancekultur und entfernte sich vom Geist des 15. Jahrhunderts und der echten und großen mittelalterlichen Ueberlieferung. Jetzt nahm man bewußt in Leben und Moral die antiken Beispiele zum Muster, jetzt entseelte man die Kunst im Drang nach den großen monumentalen Airs, den vornehmen Gesten der Antike und veräußerlichte sie im Sinne formaler Virtuosität. Man verfiele dem Fluch der Lächerlichkeit, wollte man einen so einzig großen Genius wie Michel Angelo, in dem so viele mittelalterliche und danteske Züge leben, anklagen oder anders wünschen. Aber man darf doch die Möglichkeit ausdenken, was die italienische Kunst geworden wäre, nicht, wenn sie auf der Kunststufe so blutarmer Leute wie Sandro

Botticelli stehen geblieben, sondern wenn sie auf dem Weg Leonardos weiter gegangen wäre. Raphaels Sibyllen in Maria della Pace und Michel Angelos Christus in der Minerva würde man ohne Schmerzen missen.

Die nunmehr im Geist der Antike umgeschaffene italienische Renaissancekultur, die Kultur teilweise der Hoch-, jedenfalls der Spätrenaissance ist dann, kosmopolitisch höchst anpassungsfähig, über die Alpen gedrungen und mit Entzücken von den aristokratischen Gesellschaftsschichten der nordischen Länder aufgenommen worden. Seitdem ist der Machiavellismus und ein skrupelloses Heidentum in der Politik, eine von dem nationalen Gesamtempfinden abgelöste, konventionelle, sogenannte Schönheitskunst zur Herrschaft gekommen, und ich sehe nicht, daß wir für diese Mitgift uns bei den Italienern zu bedanken große Ursache hätten.

Der Unterschied der tatsächlichen Renaissance und der vermeinten Renaissance liegt sozusagen in der Dosierung. So lange das Mittelalter in Italien lebendig und selbstverständlich war, als zu Franz von Assisi und Giotto der Realismus des 15. Jahr-

hunderts als letztes Wort des reif gewordenen mittelalterlichen Menschen hinzukam, da wirkte die Antike als Ingredienz, als belebende Zutat höchst wohltätig. Ihr praktischer Erfolg in der Entdeckung der Welt, in der Verbreitung des Wissens um die Realien, ihr Schönheitssinn in der Richtung auf Vereinfachung gegenüber groteskem Ungeschmack — all diese Geschenke der Antike haben der italienischen Kultur einen Vorsprung gegeben, der die anderen Völker als langsam und zurückgeblieben erscheinen ließ. Sobald die Antike aus einer Würze und Zutat sich in Körper und Fleisch italienischer Kultur umwandelte, sobald sie die Herrschaft an sich riß, ist sie eine Gefahr aller modernen Kultur geworden.

Ich denke, die Betrachtung byzantinischer Kultur und ihrer Unfruchtbarkeit kann uns von dem Wahn befreien, als sei die Antike das eigentlich zeugende Leben in der großen italienischen Kulturbewegung des ausgehenden Mittelalters gewesen. Wir müssen die Akzente verschieben, die willkürlich von Humanistenhänden gesetzt und verteilt worden sind. Wir werden daran festhalten müssen, daß

die mittelalterlich-christliche Erziehung und das sogenannte Barbarentum die Lebenskräfte der herkömmlich so bezeichneten Renaissance gewesen sind, und daß die Wiedererweckung der Antike ein förderndes und segensreiches Element nur so lange gewesen ist, als sich die Antike in der Rolle des Begleitens, in der pädagogischen Rolle zufrieden gegeben hat.

Als sie diese Rolle aufgab, als sie radikalen Anlaufs ein neues Heidentum erzeugte, als sie nach alten Mustern den anarchischen Individualismus eines Cesare Borgia und ähnlicher Uebermenschen hervorbrachte, da trat ihr in der größten welthistorischen Antithese der wahre und m o d e r n e Individualismus in der deutschen Reformation entgegen.

Gern erinnert man sich aus der Lektüre von Rankes deutscher Geschichte, wie da — gegen Schluß des ersten Bandes — Karl V. geschildert wird und wie er auf dem Wormser Reichstag Luthern bescheidet. Karl V., sagt Ranke, hatte von dem Treiben des deutschen Geistes keinen Begriff: er verstand weder unsere Sprache, noch unsere

Gedanken. Als er Luthern hatte reden hören, rief er aus:

„Der soll mich nicht zum Ketzer machen!“

* * *

Wenn unsere Betrachtungen richtig gedacht waren, liegt in dieser Szene ein letzter Beweis. Der irregeleiteten Renaissance und ihrer falschen Freiheit tritt die aus höchster Gewissensnot geborene wahre Freiheit entgegen, und woher dieser wahrhaft moderne Individualismus seine Wurzeln gezogen hat, kann keinem Zweifel unterliegen: aus Barbaren*kraft*, aus Barbaren*realismus* und aus dem *christlichen Mittelalter*.